Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 39

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646537

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gedruckt und perlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Boltwerk 3379

Der Heimat.

Von J. Towlson.

Laßt uns der heimat Lieder singen Und im Gesang das herz ihr weih'n! Laßt gute Taten uns vollbringen, Uns ihrer wert und und würdig sein!

Laßt uns der heimat Scholle bauen In hartem Kampf und saurem Schweiß Und dann im Seierliede schauen Den Segen, aller Arbeit Preis.

Caßt uns der heimat herzen gründen Auf starker Liebe Edelstein! Laßt's durch die gute Cat verkünden: Wir wollen treue Brüder sein! Last uns der heimat Frieden mehren, Der Wahrheit treu zur Seiten steh'n Und allem Schlechten kräftig wehren, Den graden Weg der Ehren geh'n.

Laßt uns der Heimat Tote ehren! Laßt sie im ew'gen Frieden ruh'n! Im reichen Erbe weiser Lehren Laßt uns nach ihrem Vorbild tun!

Last uns der heimat Zukunft wahren Mit lauterm Sinn, mit herz und hand! Last himmelwärts die Bitte sahren: Gott, segne du mein heimatland!

Der Vogel im Räfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

"Johannes Attinger gibt dich nicht frei, er will von einer Scheidung nichts wissen. Rahel, willst du mich jeht im Stich lassen? Du liebst Iohannes nicht, du hast ihn nie geliebt, du schenktest dich ihm. Wer hat dir zu befehlen? Wem bist du Rücksicht schuldig? Wem geht es etwas an, wenn zwei Menschenkinder zusammen leben wollen? Komm, Rahel, wir gehen in ferne Länder." Er umarmte sie heftig. "Du weißt es wohl, Rahel, daß ich durch dich mein tiesstes Leben leben werde und in der Kunst mein Bestes leisten. Du kannst die höchste Ausgabe der Frau erfüllen, die, den Mann zu seinen größten Taten zu zwingen." Rahel schaute ihn an, und ihre Lippen zitterten. Sie schwieg.

"Johannes hat mir damals geschrieben, daß du nur den Finger werdest heben müssen und du seiest frei. Und ietzt: Es ist zu schwer für mich, sagt er. Das Leben wäre unserträglich ohne sie, sagt er. Ob er keinen Stolz habe, fragte ich ihn. Ob er eine Frau zwingen wolle, bei ihm zu bleiben, wenn sie selbst es nicht mehr wünsche. Ich kann sie nicht entbehren, rief er. Und ich sah, mit welch tieser Scham er das sagte. Ieht Nahel: Kommst du mit mir?" Sie warf sich an seinen Hals und küßte ihn heftig und weinte, und küßte ihn wieder. Aber sie schüttelte den Kopf.

"Wir wollen warten. Es kam zu plötlich. Er wird

mich gehen lassen, er hat mich doch lieb und wird nicht wollen, daß ich unglücklich werde."

"D ja, das wird er wollen. Ein Prophet ist er nicht mehr, ein Heiland, Rahel, der Selbstlosigkeit predigen darf. Jeht ist er nur noch ein ganz gewöhnlicher, eigensüchtiger Mensch, ein Mensch, wie wir alle sind, böse und gut, wie es sich trifft, unter der Glasglock hat's einer leicht, gut zu sein, das ist keine Kunst. Da siehst du, wie alles zusammensfällt, wenn einer Mensch wird. Rahel, besinne dich, kommst du mit mir?"

Sie schüttelte den Kopf. "Bleibe hier", bat sie. "Warum willst du fort? Es könnte so schön sein."

"Serz", sagte Sidnen ernst. "Wir wollen uns nicht erniedrigen. Wenn Iohannes ein Mann wäre wie viele, der sich nicht erdreisten dürfte, einen Stein auf uns zu wersfen..., der sich wehren könnte... aber so! Es geht gegen mein Gefühl. Nicht gegen meine Moral, aber ich möchte doch ein ehrlicher Kerl bleiben. Was es mit sich bringt, solch ein Verhältnis, das habe ich bei meiner Frau gesehen. Dies Lügen und Betrügen und hinten herum leben und heucheln und lächeln, wenn man den andern vergiften möchte... und ... nein, Rahel, du bist mir zu wertvoll. Ich mag dich nicht vergeuden. Komme mit mir. Das ist der gerade

Weg. Da stehen wir zu unserer Liebe und nehmen Leid auf uns." Sie schüttelte wieder den Kopf.

"Armes Herz, kommst du denn gar nicht los?"

Da schluchzte Rahel und sagte endlich: "Ich habe gesglaubt, ich sei frei, und nun reden alle die Stimmen noch immer so laut zu mir, daß ich meine eigene nicht zu verstehen vermag. Habe Geduld mit mir, Sidnen."

Sidnen war fort.

Im weißen Saus war alles wie mit einem Schlag anders geworden. Die Atmosphäre hatte die Farbe ge= wechselt, aus Warme und Wohligkeit war Ralte geworden, aus Bertrauen und Singebung Angst und Gifersucht, aus Freundschaft icheues Burudweichen, aus Liebe beinabe Sag. Nicht eigentlich Saß, der ja nur verschmähte Liebe ist, aber ein verwandtes Gefühl, das zwischen den beiden Bolen hinund herpendelte, das um so heftiger zurüchstrebte, als es heftig angeprallt. Rahel, die gewohnt war, daß ihr Erscheinen mit leuchtender Freude begrüßt wurde, empfing Stille. Johannes, der früher ichon Rabels Sand auf seiner Stirne als Wohltat zu empfinden vermocht hatte, ja als Glud, darbte, und zucte zusammen, streiften ihn Rahels Rleider. Tag und Nacht verfolgten ihn die Bilder, die ihm seine Frau mit Sidnen zusammen vorspiegelten, er sah die Blide, die sie sich schenkten, hörte ihre Worte der Zärtlichkeit, empfand mit peinigendem Schmerz und unendlich vergröbert, was von ihm ertragen worden wäre, hätte es sich um Wirt= lichkeit gehandelt und wäre er nicht blind gewesen. Er fürch= tete sich vor dem Alleinsein, denn dann begann das Rad seiner Gedanken und Qualen zu freisen. Unaufhörlich marterte ihn Eifersucht, begannen Schmerz und Liebe und alle die wunden Gefühle ihn herumzutreiben. Was er von Rahel noch hätte empfangen können, was sie ihm gerne gegeben hätte, verschmähte er, weil seine Liebe sich nicht mit einem Teil von dem, was ihm gehört hatte, zufrieden geben wollte. Er, der so großes Leid überwunden, der über so manchen Dingen des Lebens gestanden und in ruhiger Abgeklärtheit so vielen hatte die Sand reichen können und sie trösten, be= gegnete nun seinem Schmerz wie ein Knabe, wehrte sich gegen das Schicksal, und verschloß sich vor der Erkenntnis, daß ein jeder da angepadt wird, wo er ein Joch am nötigsten hat. Er war sehr unglücklich, verschloß sich und leistete nichts.

Rahel mühte sich um ihn wie um einen Kranken, halb wie eine Mutter, halb wie eine Fremde. Sie tat ihm jede Handreichung, erfüllte ihm jeden Wunsch, saß unermüblich neben ihm, ging, wenn er lieber allein war, ohne Empfindelichteit, und kam, wenn er es wünschte. Aber die freundschaftliche Gemeinschaft, die sie mit ihm verband, war zersrissen.

Sie stand nicht mehr neben ihm, sie stand allein. Sie fühlte kein Mitleid mehr für den Berkürzten, noch wurde sie von Gewissensot gepeinigt. Sie hatte ihm das große Opfer gebracht und war bei ihm geblieben. Iohannes hatte es zu büßen, daß das Opfer zu groß gewesen. Rahel rechnete es sich als Tuzend an, daß sie Sidnen hatte gehen lassen, ohne ihn zu begleiten. Und doch war sie in Wahrheit nur darum geblieben, weil sie nicht fort konnte, weil immer noch, zauberte ihre Bhantasie ihr eine Flucht mit Sidnen vor, ihre Seele zurückschere. Nicht um der Gerechtigkeit willen,

sondern weil sie alle die Köpfe auftauchen sah, die mit entsetzen Augen sie verfolgten, und weil sie immer noch alle die Warnungen und Drohungen hörte, die man ihr, der Tochter aus dem Hause Schwendt, allzu tief eingebrannt. Noch fürchtete sie die tote Herrin ihrer Jugend, das Urteil ihres Geschlechtes, die lästernde Menge, die sie zeichnen, und ihr — da sie innerlich nicht frei war — ein Schandmal auf die Stirne drücken würde. Rahel hatte das Opfer nicht Ioshannes, aber ihrer Menschenfurcht gebracht, und der Segen blieb aus.

Ein Gespensterhaus war das weiße Haus geworden, in dem die Vergangenheit spukte, die Gegenwart schon Vergangenheit war, denn sie wurde nicht gelebt, und die Zukunft fehlte. Rahel glitt durch die Räume, aber es geschah so leise und rasch, so ohne fröhliche Wirklichkeit, daß auch sie den Eindruck des Unheimlichen erhöhte. Dazu Iohannes' tastende, schlürfende Schritte.

Man hörte ihn wenig. Er saß still an seinem Fenster, oder im Eseuzimmer, in das er sich nicht mehr von Rahel, sondern vom Rutscher führen ließ. Die frischen, warmen, spannenden Lüfte sperrte er aus, und saß so in sich gekehrt, stundenlang immer dasselbe denkend, sich windend und qualvoll darunter leidend, daß er Rahel so immer mehr verlor. Er verwünschte seine eigene Liebe, die allein ihm treu geblieben, mochte er sie auch mit Hohn, Spott und Jorn zu verscheuchen suchen.

Langsam erbarmte sich seiner die Zeit. Sein starker Lebenswille suchte eine Bahn, einen Ausweg aus all dem Traurigen und Unwahren. Was er besessen, das früher Erworbene und Erfämpfte, fräftigte sich wieder, und begann endlich von neuem zu treiben. Sein startes Bedürfnis nach Ausgeglichenheit wollte seiner nicht mehr spotten lassen. Dhne es sich bewußt zu sein, wehrte er sich gegen dies leblose Leben. Er fing an, Rahels Freundlichkeiten zu bemerken, begann daran zu glauben, daß sie ihm Liebes erweisen möchte. Er schämte sich seines Mißtrauens. Dann und wann schlich sich eine kleine Freude in sein Serz, wenn sie kam, ihm por= las, oder ihm Blumen brachte, oder ihm von ihren Wanderungen erzählte. Er fürchtete sich nicht mehr, wenn ihre Sand die seine streifte, und vermochte es nach und nach sich darein zu ergeben, daß sie die seine nicht suchte. Es formten sich ihm wieder freundliche Worte ihr gegenüber, ohne Bitter= feit, und er entdeckte in sich neue Teilnahme für ihr Tun. Er mühte sich, sie nach ihrer Arbeit zu fragen, nach dem was sie schrieb, und tröstete sie, wenn sie den Ropf schüttelte und nichts zu erzählen, nichts vorzulesen hatte, und daran verzweifelte, ob sie überhaupt je Gutes werde leisten können. Aber nichts durfte ihn an Sidnen erinnern. Geschah es bennoch, so fiel er augenblidlich in seine schweren Gedanken und in sein Leid zurud, und das Rad der Qualen begann zu freisen. So lebten sie nebeneinander.

Monate vergingen. Endlich in einer glücklichen Stunde vermochte es Johannes über sich, seine Anklage gegen Rahel fallen zu lassen. Neid, Haß, Jorn wichen langsam, und immer öfters wurde er auch Herr über seine Eifersucht, dem zähesten und schmerzlichsten der Gefühle. Es wurde ihm leichter, gerecht zu sein Rahel gegenüber. Er bürdete ihr nicht mehr alle Schuld auf, und hie und da gelang es ihm, ihr ein Glück gönnen zu wolsen, das er nicht teilen durfte

und ihr nicht schenken konnte. Mit Kraft rang seine Seele darnach, sich von den Fesseln zu befreien, die ihm Gefühle auserlegt hatten, von denen er ein Leben lang nichts gesahnt, und die endlich in sich zu entdecken ihn einen solchen Auswand von Schmerz und Leid gekostet hatten. Nun kannte er sich und wußte, wessen ein Menschenherz fähig ist. Diese wertvolle Erkenntnis schmolz das Eis, das die klaren Wasserseines Lebensstromes gehommt hatte, und er fühlte mit hoffender und wehmütiger Freude, daß sein Baum wieder zu treiben begann....

Sidnen an Rabel.

Rahel, ich habe heute einen glücklichen Tag gehabt. Ich träumte von dir, das war das erste. Gehoben von dem Gedanken an dich, malte ich, und — ich täusche mich nicht — es ist das beste geworden, was ich bis dahin geleistet habe. Nicht nur das. Ich glaube, ich habe einen neuen Weg gefunden, vielleicht nur für mich, aber das genügt ja. Bur Berinnerlichung soll er führen, über Farbe und Linie gur Seele. Das weiß ich: fein anderer hatte das gemalt, oder malen können als eben ich. Ich fühle, daß mein Ich ein ewiges ift, daß es im Zusammenhang steht mit dem Bergangenen, und vielleicht ein Uobergang ist, ein Rettenglied der Zukunft. Einerlei. Es steht nicht allein. Ich aber werde mit meinem neuen Wollen allein stehen. Bielleicht jahrelang, vielleicht nur furze Zeit, vielleicht sterbe ich darüber. Was verschlägt's? Es ist für mich ein Glud zu wissen, daß ich allein stehen kann, und weder Zustimmung brauche, noch mich vor Verneinung fürchte. Sie werden es schon merken, Rahel, daß an dem Bild mehr ist als Farbe; ich sage dir, es ist Ewiges drin, ich zähle da gar nicht mit. Dir, Rahel, danke ich. Denn das Glud, dich endlich gefunden zu haben, hat meine Augen geöffnet, daß ich tiefer hineinsehen konnte in das, was groß ist. Rahel!

Rahel, mein unpersönliches Ich freut sich, aber das arme, in Fleisch und Bein gehüllte, das lachende und weinende, das hat Beimweh nach dir. Gib zu, daß ich dir das nicht oft gesagt habe in diesen vielen, vielen Monaten der Trennung. Seute aber will die sehnsüchtige Stimme nicht mehr schweigen, und ich möchte Bersucher sein. Rabel, bist du sicher, daß du jest richtig dentst und handelst? Ich will einfach ein paar Fragen stellen; vielleicht auch antworten, oder soll ich das Antworten dir überlassen? Also: Wer in der weiten Welt hat das Recht, dich über irgend etwas dich Betreffendes zur Rechenschaft zu ziehen? Wer darf dir vorschreiben, was du für richtig zu halten hast? Rommt es darauf an, daß eine Tat vor der Welt, oder vor dir selbst gerechtfertigt ist? Ist es richtig, daß du Iohannes' Frau bleibst, und in deinem Berzen gegen ihn wütest? Ist es richtig, daß ihr, die ihr so herrliche Freunde, Bruder und Schwester sein könntet, als Mann und Frau euch beinabe haßt? Ist es richtig, euer beider Leben so zu vergeuden? Er würde, wäre der Schritt geschehen, wieder vorwärts wollen und können, wurde seine herrliche Gelassenheit. Gute und Weisheit wieder finden, könnte dem Dorf, der ganzend Gegend, Freund und Berater sein, wurde sich freuen an dir, beinem Glüd, beinem Streben und beinem Borwartsschreiten. Statt dessen: Bitterkeit, Schmerz, ewiges Wühlen in der

Wunde, ewiges Sich-an-dir-reiben, stets schwächer werden; o Rahel, es nimmt ja kein Ende, was alles aus dieser falschen Rücksicht, aus dieser Angst vor den Menschen, diesem gefällschen Pflichtgefühl erwachsen kann.

Und du? Arbeitest du? Wächst dein innerer Mensch, wirst du frei? Erfüllst du deine Seele mit Aether, daß ihr das Fliegen möglich wird? Tränen und Seufzen und Entsagen tun's nicht. Leistest du etwas? Verwertest du dein Pfund? Musizierst du mit Freuden, dichtest du, schreibst du dir zur Vefriedigung und vielleicht vielen zur Freude? Du hälst einfach der schwarzen Opferwolke still, unter der du wandelst. Du weißt gar nicht, was du leisten könntest, wenn du Mut hättest, dir und der Welt gegenüber.

Und das, Rahel, mußt du mir glauben: So würde ich nicht reden, wären wir einfach verliebt ineinander. Das lohnte sich ja nicht. Darum drängt es so wenige in ein Schicksal hineinzugehen um ihrer Liebe willen. Sie trauen ihr nicht. Sie wissen, daß sich die Liebe anders anfühlt. Sie trauen auch sich selber nicht. Sie wissen, also wozu schwer wiegende Opfer bringen? Oder sie denken: Lieber Gott, schließlich — es tut's ja auch ein anderer, oder eine andere. Oder sie füssen sich hinter dem Rücken der Geschädigten, oder sie genießen was zu genießen ist, bis sie es seid werden. Sie alse tun nach ihrer Art. Wir beide haben aber mehr einzusehen und zu gewinnen.

Ich bereue nichts von dem, was in meinem Leben über mich gekommen ist. Das mußte sein, die Schlacken müssen doch einmal und irgendwie gelöst werden. Ich habe Leichtssinn und Oberflächlichteit auch ganz gehörig büßen müssen. Die Kunst ist mir eine gewichtige Lehrmeisterin gewesen, hat es mir nicht leicht gemacht, und ich habe lernen müssen. Richt nur lernen, auch leiden. Es ist mir aber ernst um sie gewesen, und darum bin ich jeht um ihretwillen von einem so großen Glück geschwellt.

Rahel, bist du gang sicher, daß du nicht zu mir kommst. weil du dich vor den Leuten nicht ins Unrecht segen willst? Wenn es nie jemand erführe, Rabel, fämest du dann? Wenn fein Mensch sagen wurde: Wißt ihr's schon die Rabel At= tinger.... Wenn du nicht an Tante Abeline denken wür= dest? Bist du sicher, daß es wirklich nur darum ist, weil du Iohannes kein Leid antun willst? Ia, Kind, aber was hilft das ganze Opfer uns dreien? Du bist zu ihm gegangen aus Irrtum, und du bleibst bei ihm aus Irrtum. Wenn du ihm um des Friedens willen freundlich guten Tag sagft. lügst du. Wenn du neben ihm sitest und redest von allem möglichen, lügst du, denn du denkst nicht an das, wovon du redest, sondern an mich. Wenn du ihm dienst, lügst du, denn du willst dich ihm angenehm machen, ihn vergessen machen, daß du ihn nicht mehr liebst. Du lügst den ganzen Tag mit deiner Gegenwart. Und er, was hat er davon? Er lügt, wenn er dich nicht füßt und dir dafür guten Mor= gen wünscht; er lügt, wenn er dich nicht in seine Arme reift und dir freundlich lächelnd für einen Apfel dankt. Er lügt, wenn er dich nach beinem Ergehen fragt, denn das will er gar nicht wissen, er will wissen, ob du an mich denkst, ob du dich nach mir sehnst, ob du neben ihm ungludlich bist. Und früge er, würdest du nicht antworten. Also fragt er nicht, und ihr lügt euch an, und nennt das Opfer bringen, Berzeihung ausüben! Stellt euch Theaterkulissen auf, so viele

ihr wollt, spielt euch Theater vor, solange ihr wollt, aber verlangt nicht, daß ich euch dafür bewundere.

Ich kann ohne dich leben, Rahel, du siehst es. Aber es fällt mir schwer, denn ich bin neben meiner Liebe sehr verliebt in dich. Aber dieser Berliebtheit will ich das Beser nicht opfern. Ich habe meine Runst, ich bin nicht unsglücklich. Rein, Rahel, im Gegenteil. Ich habe aber Heimsweh, Sehnsucht und manchmal ein törichtes Berlangen nach dir. Aber ich kann's tragen. Darum locke ich dich nicht.

Wenn du zufriedener bist bei Iohannes, so bleibe bei ihm. Wenn dich deine Entsagung hebt, so bleibe. Wenn du die selige Gewißheit in dir fühlst, du tuest recht, bleibe. Wenn es dir hilft, dich fördert, dich dem Ziel der Volelendung näher bringt, bleibe. Wenn nicht, bitte ich dich, zu mir zu kommen.

(Shluß folgt.)

Die Frauen in der Wiffenschaft.

Bon Dr. Bedwig Anneler.

Beide, die "reine" und die "praktische" oder "angewandte Wissenschaft", sind ein Bedürfnis nicht des Mannes oder der Frau allein, sondern der Menschheit.

Alles, was Mensch heißt, sehnt sich bewußt oder unsbewußt nach diesem Licht und ist ihm untertan. Wir brauschen nur an Zeiten zu benken, wo es versagte: wie an Zeiten von Seuchen, Tyrannei, Scheiterhaufen, Kriege. Mann und Frau leiden dann, und die Frau, ihrem Wesen gemäß und durch die Kinder, wohl noch mehr.

Was den Anteil der Frau am Fortschritt der Wissenschaft betrifft, meinen wirs im allgemeinen zu wissen, daß er klein sei.

Gewiß sind manche Bedingungen des Frauenlebens dem Dienst für die Wissenschaft gegenüber anders als die des



Mme. Schreiber-Favre, Präfidentin des schweizer. Akademikerinnenverbandes.

Männerdaseins. Wir brauchen auch hier nur an die Kinder zu benken und an den Auswand von Zeit, Kraft, Gedanken und Fürsorge, die ihre Aufzucht erfordert.

Und trothem: Wo wäre die Wissenschaft ohne die Arbeit und Mitwirkung der Frauen? — Wichtig ist da vor allem das Bererben der Begabung durch die Mütter, auch in Zeiten, da diese Begabung in den Frauen selbst zum Schlummer verurteilt war und erst in den Söhnen erwachen durfte. — Ebenso war zu allen Zeiten die erste Erziehung bedeutsam. Auch denken wir daran, wie die Fürsorge der Frauen für Speise, Obdach und Wohlbehagen Unzähligen erst die Muße gab, der Wissenschaft zu dienen. — So haben Scharen von Frauen den Boden bestellt, auf dem die Gaten, Brüder oder Söhne der Wissenschaft zu Shren ihre Gärten anpflanzen konnten.

Doch immer gab es auch Frauen, die selber mitpflanzten. Da sind etwa die Frauen um die griechischen Philosophen; ist eine Frau von Stein, mit Goethe SpinozasStudien treibend, eine Mme. de Warens, die den jungen Rousseau in die Chemie, Botanik und Philosophie einführte, eine Julie Bondeli, eine Mme. de Staël, eine Barbara Schultsheß, die ganze Kreise von Männern anregten und mit neuen Gedanken beschenkten.

Und die Arbeit der Frauen als selbständige Forsscherinnen? — Jedermann weiß, daß sie zu allen Zeiten, nicht nur durch die Kinder, gehemmt wurden, daß man fürchtete, großes Wissen würde den Blid der Frauen absenken von der Nähe, die ihrer Pflege bedurfte, — daß man die Frau auf alle mögliche Art beschränkte, ihr diese "Beschränktheit" dann vorwarf, aber dabei als "unweiblich" verschrie, was über diese Schranken hinauszung, — daß die Sitten und Bräuche, aber auch die Gesetze, das regelzrechte Studium verboten.

Trozdem gaben die Frauen der Wissenschaft immer wieder ihren Anteil: in jenen Zeiten, da die Männer noch Jäger und Krieger waren, sammelten die Frauen als die ersten Botaniker Pflanzen und Samen und schusen durch sorgsame Zuchtwahl unser Getreide, die Gemüsearten, Beerenssträcher und Obstbäume. Als Zubereiterinnen der Speisen waren sie die ersten Chemiker — wie übrigens auch als Färberinnen und Töpferinnen. Bei den Bölkern mit Mutterzrecht — wie heute noch bei Indianern — waren sie die Bewahrerinnen der Gesetze und die Richterinnen. Bei vielen Bölkern hüteten sie als Priesterinnen das Wissen über das Bergangene und die Gottesgesdanken. Die Kenntnis der Gistz und Heilflussen, verbunden mit der Teilnahme am Schmerz der Mitmerschen, machte sie, Jahrtausende hindurch, zu Aerztinnen.

Es waren Zeiten der Verdunklung, welche die Frauen jeweilen von ihrem Menschenrecht, an der wissenschaftlichen Forschung Anteil zu haben, ausschlossen. Denken wir etwa an die Irrgänge, welche die Theologie einschlug, ferne den Frauen: an die Streitereien über die "befleckte" oder "unsbefleckte" Empfängnis etwa, die Vehauptung einer ewigen Verdammnis auch für ungetaufte Kindlein, Keherverfolgungen und everbrennungen. Denken wir an die Grausamfeit und Lebensferne der Jurisprudenz langer Zeiten.

Den grausamsten Schlag, uns aus der Wissenschaft hinauszustoßen, erfuhren wir in den Zeiten des Hexenssaubens. Die da in den Flammen hingemartert wurden, waren oft über dem Durchschnitt Begabte oder Bewahrersinnen alter Weisheit, Heilfundige oft, angeklagt von jenen, denen sie Heilung verschafft hatten, als wären sie Gehilsfinnen des Teufels, Wertzeuge der Zerstörung. In Frankreich allein verbrannte man über 100,000 "Hexen". In der Schweiz wurde die letzte "Hexes" 1782 zum Tode gebracht. Sie sollte einem Kinde "Stecknadessamen" eingegeben haben.

Wenn jemand, so sollten wir Frauen es wissen, was Niedergang der Wissenschaft heißt.

Und Aufschwung, Aufblühen? wissen wir es nicht: Rückgang der Kindersterblickkeit, von Seuchen, Gesundheitssförderung, erhöhtes Alter, Erziehung aller Kräfte, Sinstracht unter den Menschen durch gerechte Gesetze, Friede durch Verstehen und Verbinden der Völker untereinander,